

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Einer von beiden.

Roman von M. v. Buch.

(Fortsetzung.)

Der alte Pastor ging an den Bücherschrank, holte einen dicken Band in schwarzem Kaliko hervor und legte ihn vor Ernst auf den Tisch. Das Buch trug den Titel: „Ueber die Blumenzwiebel, mit besonderer Berücksichtigung der Tulpen und Hyazinthen."

„Sehen Sie, Ernst," sagte er mit einem glücklichen Lächeln zu seinem ehemaligen Schüler, „was ich erreichen wollte, habe ich erreicht. Meine Arbeit ist gethan, ich bin zufrieden."

Der junge Mann blätterte in dem Buche und der Alte sprach weiter: „Sie wundern sich gewiß, daß ich gerade für diese Blumenart Interesse gewinnen konnte. Aber es liegt ein eigener Reiz in ihr. Man muß es gelesen haben, um zu glauben, welche begeisterte Aufnahme die ersten Zwiebelgewächse bei allen Völkern der Christenheit gefunden haben. Schon das große botanische Werk des Hortus Eystettensis von Besler, das im sechzehnten Jahrhundert geschrieben wurde, zählt fünfzig verschiedene Knollenarten. Und als die Tulpe zum erstenmal nach Europa kam, verloren selbst die trägen, fischblütigen Holländer ihre Ruhe und ihr Phlegma, und für eine einzige Knolle gaben sie oft ein Vermögen dahin. Die Zwiebel der Sorte Semper-Augustus wurde einst mit dreizehntausend Mark bezahlt. Das erscheint wunderbar, nicht wahr?"

Der alte Herr ward bei seiner Rede ganz erregt. Ernst hörte ihm mit heimlichem Lächeln zu.

„Ja," sagte er dann, „die Ansichten sind, wie so vieles, der Mode unterworfen. Wie es aber eine Zeit zuwege bringen konnte, der steifen Tulpe den Preis unter den Blumen zu geben, das begreife ich allerdings nicht. Aber schließlich, — die Einbildung thut sehr viel!"

Der Pastor klappte das Buch zu. „Wollen Sie es als freundliche Erinnerung von mir annehmen, Ernst?" fragte er dann. „Und wenn ich auch die Kraft meines Lebens an eine Einbildung gesetzt habe, ich bin zufrieden, und das ist wenigstens keine Einbildung. In seinem Fache wird das Buch nicht unbeachtet bleiben und das genügt mir."

„So müssen Sie meine Worte nicht auffassen," meinte Ernst, indem er sich bedankte.

Der Alte lächelte.

„Ich weiß, ich weiß, wie Sie es meinen, guter Werner. Um mich zu verstehen, muß man eben Botaniker sein."

Ernst sah wieder nach der Handarbeit auf dem Tische. Nun endlich that er die Frage, die schon längst in seinen suchenden Augen gestanden hatte. „Wo ist Anne-Marie?"

Der Pastor sah sich um.

„Ja, wo ist das Mädchen? Richtig, da fällt mir ein, der Postbote war hier und Anne-Marie ging, um ihm die Sachen abzunehmen. Wahrscheinlich erhielt sie einen Brief. Sie bleibt lange aus. Uebrigens gefällt mir das Kind seit einiger Zeit nicht," fuhr er nach einer kleinen Pause kopfschüttelnd fort, „sie ist still und blaß geworden. Es mag ja sein, daß diese Einsamkeit hier für ein so junges Menschenkind nicht zuträglich ist. Ich habe schon daran gedacht, meine Verwandten in Berlin zu bitten, Anne-Marie einige Zeit bei sich aufzunehmen."

Ernst schaute gedankenvoll in die blauen Rauchwölkchen seiner Cigarre; dann musterte er den alten Herrn.

„Aus Ihren Worten glaube ich zu verstehen, daß sich Ihre Tochter im vergangenen Jahre nicht so vereinsamt gefühlt hat, wie in diesem. — Wissen Sie dafür irgend einen Grund anzugeben?"

„Nein, bester Werner!"

Der alte Pastor nahm sein Käppchen ab, fuhr sich über die weißen Haare und lächelte harmlos wie ein Kind.

„Wir leben in diesem Jahre genau so, wie im verflossenen. Wie sollte ich wohl da einen Unterschied finden!"

„Nun, früher verkehrte doch Graf Steinbeck viel bei Ihnen!"

Ernst strich nun langsam und wie es schien höchst aufmerksam die Asche von der Cigarre; er vermied es, seinen Nachbar anzusehen. —

Der Geistliche fuhr zuerst erschrocken von seinem Sessel empor, dann setzte er sich wieder. Er schüttelte den Kopf.

„Dummes Zeug! Lieber Werner, jagen Sie mir keinen Schreck ein! Anne-Marie ist ein harmloses Kind; sie hat unbefangen mit dem jungen Grafen verkehrt, das ist alles. Sie kennt ja seine Verhältnisse!"

Der junge Mann biß sich auf die Lippen. Er hatte ganz richtig vermutet, daß ihr Vater nichts von dem bestehenden Liebesverhältnisse ahne.

Der gute Pastor kannte wohl das berühmte botanische Werk aus dem sechzehnten Jahrhundert, aber das Herz seiner Tochter kannte er nicht.

Fast wie Zorn wollte es Ernst


Hofphotograph B. Dittmar. — Verlag C. Andelfinger & Cie., München.

Zum 80. Geburtstag des Prinzregenten Luitpold von Bayern. (Mit Text.)

überkommen. Hätte nur der Pastor mehr auf sein armes Kind geachtet, als auf seine Blumen, Anne-Marie hätte ihr Herz wohl nicht an Leo Steinbeck geschenkt. Und er sah sie ja voraus, die tausend Schwierigkeiten, die sich ihrer Verbindung in den Weg stellen würden, von dem Widerstand der stolzen, gräflichen Familie gegen das arme, bürgerliche Mädchen an, bis zu den mißlichen Vermögensverhältnissen, die die Gründung des jungen Haushaltes erschweren konnten.

Da trat Anne-Marie ein. Ihr Vater hatte recht; sie sah erschreckend bleich und müde aus, und es wollte Ernst scheinen, als blickten die schönen, goldbraunen Augen nicht so klar, wie sonst, ja, als hätten sie sogar in der letzten Zeit manche Thräne vergossen.

Ein zärtliches Mitleid wallte in ihm auf. Er hätte sie am liebsten an seine Brust gezogen und weit fortgebracht von dem zerstreuten, gelehrten Vater, der ein so sorgloser Hüter seines Kindes gewesen war.

Anne-Marie ward ein wenig verlegen unter seinen forschenden Blicken und fragte dann nach seiner Mutter.

Er erzählte, wie ungemütlich es jetzt zu Hause sei und wie er sich danach gesehnt habe, den Abend in einem Familienkreise zuzubringen.

„Sie müssen heiraten!" sagte der alte Pastor nachdenklich.

Ernst starrte zu Anne-Marie hinüber. Sie saß am Tische und beugte sich über ihre Handarbeit. Unter seinem Blick sah sie plötzlich auf, aber sie senkte sogleich die Augen wieder, als ertrüge sie es nicht, daß er sie so seltsam forschend ansah.

Ernst strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Mein Alleinsein nimmt bald ein Ende," sagte er dann. „Anfangs des neuen Jahres wird der Landtag eröffnet und kehre ich zurück, so hoffe ich, daß sich meine Mutter wieder erholt haben wird. Ich glaube nicht, daß ich mich so bald zum Heiraten entschließen werde," fuhr er fort. „Wir haben ja fast gar keine jungen Mädchen in der Nachbarschaft. Sagen Sie, könnten Sie sich eigentlich Komtesse Ellernburg oder gar Fräulein Braun als meine Frau denken?"

Der alte Herr schüttelte den Kopf. Nein, das vermochte er allerdings nicht. Ja, offen gesagt, er wußte hier überhaupt keine Frau, die sich für Ernst eignen würde, für Ernst, der ganz dazu veranlagt war, eine Frau glücklich zu machen. Er seufzte ein wenig, indem er bedachte, daß er, der zerstreute Bücherwurm, sein gutes Weib gewiß nicht befriedigt hatte.

Jetzt hörte man draußen an der Hinterthür des Hauses Schritte; es wurde geklingelt, und da die Magd nichts zu hören schien, ging der Pastor selber, um nach dem späten Besucher zu sehen.

Anne-Marie und Ernst blieben allein. Die Lampe summte vernehmlich und warf ihren hellen Schein über den feinen Kopf des Mädchens, der sich über die Arbeit neigte.

Ernst erhob sich, trat zu ihr und legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Sprich, Anne-Marie, was bedrückt Dich?" sagte er. „Es thut mir weh, wenn ich Dich so sehe. Das Lächeln hast Du verlernt, und Deine kindliche Fröhlichkeit ist dahin!"

„Man kann nicht immer Kind bleiben," erwiderte sie, und um den feinen Mund lagerten schwermütige Falten.

„Wir sind wie Geschwister zusammen aufgewachsen. Denke, ich sei Dein Bruder! Gestehe mir, was Dich quält?" bat Ernst nochmals.

Sie schüttelte den Kopf.

„Aber Ernst, mir fehlt nichts," sagte sie sehr bestimmt, und mit einem Versuch zum Scherzen setzte sie hinzu: „Früher meintest Du oft, ich sei zu wild und zu laut, und nun, da ich ernster werde, ist es Dir auch nicht recht."

Früher, ja, früher! Jetzt war alles anders gekommen, wie er gedacht hatte. O wie so ganz anders!

Er lehnte am Ofen und betrachtete schweigend ihr zartes Profil. Ahnte sie, wie es um ihn stand? Wohl kaum!

Er mußte schweigen, um eines andern willen.

Da öffnete sich die Thür. Der Pastor kehrte mit einem Gaste zurück: Römer.

Anne-Marie erschrak über dessen verwahrlostes Aeußeres und über das fahle, verstörte Gesicht.

„Mein Gott, was ist Ihnen geschehen?" fragte sie.

Römer erzählte, er habe am Nachmittag einen Spaziergang gemacht, doch er sei in der Dunkelheit vom rechten Wege abgebogen und dann unvermutet nach Kremzin gelangt. Eine Zeitlang war er völlig pfadlos querfeldein geirrt, wovon auch seine Kleidung und der von Dornen zerrissene Rock Zeugnis ablegten.

Werner blickte in die tiefliegenden, unheimlich leuchtenden Augen.

„Sie sehen leidend aus, Sie haben sich in der letzten Zeit gewiß zu sehr angestrengt," sagte er.

Römer verneinte. Nur der ermattende, weite Gang habe ihn körperlich erschöpft, meinte er, sich das wirre Haar aus der gefurchten Stirn streichend; dann versank er in apathisches Schweigen.

Als man jedoch ein Stündchen später beim Abendbrot saß, schien der Thee wohlthätig auf ihn zu wirken. Er begann wenigstens sich an dem allgemeinen Gespräch zu beteiligen.

„Lieber Römer, ich habe Sie vor einigen Monaten auf eine Zeitungsnotiz aufmerksam gemacht, an der Sie großes Interesse nahmen. Der Herzog von T. hatte einen Preis für Opern ausgeschrieben. Was ist es damit? Haben Sie sich an dem Wettbewerb beteiligt?"

Der Musiker starrte auf den Teller; dann richtete er den Blick auf den Pastor.

„Ich denke, Sie werden keinen Gebrauch von meinem Geheimnis machen," sagte er fast im Flüstertone. „Ja denn, ich habe mich beteiligt, und morgen will ich das Manuskript absenden, obgleich ich mir noch bis zum 1. Januar Zeit lassen könnte!"

„Das ist recht!" lobte der Pastor. „Der Mensch muß sein Glück versuchen, er muß Zutrauen zu sich selber haben. Selbst wenn Sie den Preis nicht erringen, so haben Sie doch — davon bin ich überzeugt — eine tüchtige Arbeit geliefert, durch die jedenfalls Ihr Name bekannt werden wird!"

Römer fuhr auf.

„Ich muß fort von Neustadt," sagte er heiser. „Das eintönige Leben, das ich führe, reibt mich auf, ja, es tötet mich! Wie lechzt mein Ohr nach guter Musik, und was höre ich? Die schreienden Stimmen meiner Gymnasiasten, oder die Blechinstrumente der Husaren. Aber das Furchtbarste ist dieser Gesangverein, dessen Leitung mir übertragen wurde. Die Gesangsstücke, die ich vorschlage, werden beanstandet, Sachen, die mir in tiefster Seele zuwider sind, muß ich einüben, und beim Verteilen der Solopartien habe ich entschieden Unglück. Neulich ist der Bürgermeister mit Frau und Tochter mit Aplomb aus dem Verein ausgetreten. Und warum? Das Fräulein hatte sich Hoffnung auf die Solopartie einer Altstimme gemacht, die ich einer jungen Lehrerin an der Bürgerschule übertragen mußte, weil sie die einzig dazu Befähigte war."

„An solche Verhältnisse sollten Sie sich gar nicht stoßen, sondern dem Humor sein Recht gönnen," meinte Werner.

Der alte Herr putzte an seiner Brille.

„Ja, ja, bester Freund, ein Sturm im Glase Wasser! Unter uns gesagt, ich glaube nämlich, daß es in der großen Stadt auch nicht anders hergeht, wie in der kleinen. Die Menschen wollen sich alle hervorthun, wollen glänzen und prahlen, aber wer die Siebzig fast erreicht hat, der lächelt über solch Bestreben!"

Und er lächelte.

Ernst schüttelte heimlich den Kopf bei dieser Rede. Pastor Grosse spielte sich als Menschenkenner auf, und er war im Grunde doch immer ein Kind geblieben.

Römer zuckte die Achseln.

„In der Welt geht nichts nach Verdienst, sondern nur nach Gunst," sagte er. „Ich bitte Sie, wie dürften denn sonst Menschen wie zum Beispiel der Intendant von Böhn und Kapellmeister Wehr als Preisrichter fungieren? Ich kenne ihre Werke; sie klingen fast wie ein Hohn auf die schönen, alten Gesetze der Musik. Eine Ueberfülle von Tönen, ohne Wohllaut, ohne Melodie, die reine Effekthascherei. Aber ich habe ihnen in meinem neuen Werke gezeigt, was uns not thut, und ich hoffe, sie werden es verstehen, vorausgesetzt nämlich, daß ihre verdorbenen Ohren noch fähig sind, echte Musik in sich aufzunehmen."

Der Pastor räusperte sich.

„Hm, hm, lieber Römer, Sie gehen mir doch zu scharf ins Zeug," sagte er mißbilligend. „So ganz und gar dürfen Sie die neuen Sachen nicht abkanzeln. Ich fürchte, Sie verkennen die Genialität darin!"

Römer lächelte überlegen und fuhr sich mit der Hand durch die Haare.

„Die alte Geschichte!" erwiderte er kurz. „Das Verletzen, ja, der völlige Mangel an Formen heißt Genialität!"

Er sprang auf, setzte sich ans Klavier und spielte eine wunderbar ergreifende Melodie.

„Was ist das?" fragte Anne-Marie.

„Ein Lied, das ich bereits vor einigen Jahren komponiert habe, allein, da mir das Thema gefiel, habe ich es an einigen Stellen in meiner Oper anklingen lassen," entgegnete er.

Es war das Lied: „Fata Morgana", das er vor geraumen Jahren, als er von Berlin schied, der Gräfin Steinbeck überreicht hatte. „Ob er sein Ziel erreichen wird?" hatte damals Frau Eleonore das Schicksal gefragt.

Römer dachte an die verflossene Zeit, dachte an den mühseligen Weg, den er gegangen war, ohne irgend eine Anerkennung zu finden, und tiefe Wehmut ergriff ihn; er hätte weinen mögen. Doch während er weiterspielte, breitete das Truggebilde seine Schwingen um ihn aus, stolze Zuversicht schwellte seine Seele; er sah sich gefeiert, berühmt, auf der Sonnenhöhe des Glückes. Lauter und weicher rauschten die Klänge, voller wurden die Akkorde und

dazwischen tauchte immer wieder die Melodie auf und sang süß, lockend und verheißungsvoll von dem Glücke, dem wir alle nachjagen.

Der kleine Kreis der Zuhörer versank in Träumerei; da schloß der Spieler mit einer schrillen Dissonanz.

Ernst erhob sich. „Es ist Zeit für mich, nach Hause zu gehen. Nicht wahr, Herr Römer, ich darf Sie bitten, für diese Nacht mein Gast zu sein?“ sagte er, sich an den Musiklehrer wendend. „Ich weiß, daß bei uns das Fremdenzimmer hergerichtet ist. Fräulein Anne-Marie darf Sie also getrost mit mir gehen lassen,“ setzte er hinzu, als Pastor Grosse in Betreff des Nachtlagers einige Einwendungen erheben wollte.

Anne-Marie aber nickte Ernst zum Abschied dankbar zu. Es war hübsch von ihm, daß er Römer, der viel zu angegriffen war, um heute noch den Weg nach Neustadt zurücklegen zu können, gastliche Unterkunft gewährte. Eigentlich wäre das ihre Sache gewesen, doch Ernst kannte ja ihre Abneigung gegen den wunderlichen Menschen.

Ihr Vater stand im Wohnzimmer und zündete sich sein Licht an. „Gute Nacht, Anne-Marie! Ich werde noch ein Stündchen arbeiten,“ sagte er. „Gehst Du schon zu Bett?“

„Ja, ich bin müde!“

Das junge Mädchen ging in ihr Zimmer, aber müde war sie doch wohl noch nicht. Eine Weile wanderte sie schweigend auf und ab; dann setzte sie sich an den Tisch und nahm aus der Schublade einen Brief hervor. Vier engbeschriebene Seiten! Und auf die hochgezogenen, zierlichen Schriftstücke starrte sie, bis ihr die Augen schmerzten.

Der Brief war von Leo.

Der junge Graf hatte ihr schriftlich die Unterredung mit seinen Eltern mitgeteilt und die pekuniäre Lage des Vaters geschildert, der von ihm, dem Sohne, Hilfe erwartete.

Darauf hatte ihm Anne-Marie sein Wort zurückgegeben. Nun sagte er ihr in dem Schreiben, das vor ihr lag, Lebewohl.

Vor Anne-Maries Blicken verschwammen die Buchstaben; sie legte den Kopf auf den Tisch, und eine Thräne nach der andern tropfte nieder aus ihren Augen auf den inhaltsschweren Brief.

Lebe wohl! Wie ein zweischneidiges Schwert bohrte sich das Wort in ihr Herz, war es ihr, als müsse alles Leben damit aus ihr entweichen, — alles Leben, welches diese Liebe ausgefüllt hatte. Und nun war alles vorbei. Wie sollte sie es nun weiterleben, dieses ohne diese Liebe inhaltsleere Leben?

Tiefer, nächtlicher Frieden waltete ringsumher. An dem bleichen Mädchen zog alles noch einmal vorüber.

Ueber ein Jahr war es her.

Sie war neunzehn und er kaum zweiundzwanzig Jahre alt gewesen, da hatten sie beide in der duftenden Fliederlaube im Garten gesessen, — sie mit einer Stickerei in der Hand, — und auf den Gesang einer Nachtigall gelauscht. Unversehens stach sie sich in den Finger, — ein Tröpflein Blut floß in das Linnen. Da sah er sie an, nahm das Leinenstückchen aus ihrer Hand, drückte seine Lippen auf den roten Fleck und plötzlich — sie wußten beide nicht, wie es geschehen war — hielt er sie in den Armen, gestand ihr jubelnd, daß er sie liebe, und fragte sie, ob sie sein Weib werden wolle.

Ob sie ihn liebte? Ach, und wie liebte sie ihn! Sie war glückselig, und der einzige Tropfen Wermut, der in diesen Freudenbecher fiel, war, daß sie ihr Glück verheimlichen mußte. Vor der Welt? Was kümmerte sie die Welt! Nein, daß sie es auch vor den Augen des Vaters verborgen halten sollte, das war ihr Schmerz. Leo aber wollte es so; er sagte, er müsse eine günstige Gelegenheit abwarten, um mit seinen Eltern reden zu können.

Dies war auch gewiß Leos feste Absicht, doch er schob den Zeitpunkt weiter und weiter hinaus. Sie waren ja beide noch so jung; sie konnten ja beide noch warten.

Und worauf wartete er?

Auf irgend etwas ganz Besonderes, Unvorhergesehenes; er war fest überzeugt davon, Himmel und Erde müßten aus den Fugen gehen, nur damit er glücklich werden könnte.

Doch Himmel und Erde blieben unverändert stehen; das Leben rann im alten Geleise weiter.

Er war kein Feigling, o nein, — und wäre es in den Krieg gegangen, er hätte sich bei Trompeten- und Paukengeschmetter auf den Feind gestürzt und im ärgsten Kugelregen nicht mit der Wimper gezuckt. Aber als es hieß, ein ganzes Leben lang Entbehrung üben, da versagte seine Kraft. Er klirrte zuerst zwar noch ein wenig mit den Ketten, an die ihn ein widriges Geschick geschmiedet hatte, und dann — dann ergab er sich in die Verhältnisse.

Und Anne-Marie? Auf Leos Schreiben that sie das, was ihr Mädchenstolz von ihr forderte; sie gab ihn frei. Hatte sie nun etwa auf den Brief, in dem sie ihm das schrieb, eine andere Antwort erwartet, als die, welche jetzt da vor ihr lag?

Er sagte ihr darin Lebewohl, zwar unter Klagen und mit so schönen, zärtlichen Worten, daß sie nur einem wahren Gefühl entsprungen sein konnten. Aber ein Stachel blieb zurück.

Sie hatte einst einen Helden in ihm zu sehen geglaubt, und nicht ohne Bitterkeit erkannte sie jetzt ihren Irrtum. Ihr Ideal war nichts als ein Trugbild ihrer Phantasie gewesen.

17.

Hellborns Tod hatte in Greinshagen eine große Lücke zurückgelassen. Es war Fräulein Ulrike, als sei die Aufgabe ihres Lebens erfüllt, als sei ihr für die übrige Zeit gar nichts mehr zu thun übrig geblieben. Nur noch ein Schatten ihres einstigen Ichs, schlich sie durch die Räume, sah weder Staub noch Flecken und dachte nicht mehr daran, säumige Schuldner brieflich oder mündlich in ihrer drastischen Weise zur Begleichung der unterlassenen Schuld aufzufordern.

Allein da Fräulein Ulrikes Natur auf den lyrischen Grundton nicht abgestimmt war, so konnte sie ihn auch auf die Dauer nicht ertragen. Sie trocknete allmählich die Thränen, blickte wieder um sich und erkannte, daß in der Trauerzeit viel vernachlässigt worden war. Damit kehrte aber auch ihre alte Spannkraft zurück, und als man sie nach Wochen wieder einmal über Paula schelten hörte, steckten die Hausbewohner die Köpfe, die sie bisher wie in stiller Wehmut über die Lage der Dinge geschüttelt hatten, zusammen und sagten: „Nun ist bei unserer Gnädigen alles wieder in Ordnung!“

Im großen und ganzen jedoch schalt Ulrike nur noch sehr selten über Paula, an die sie eine gewisse Anhänglichkeit gewonnen hatte, seitdem sich das junge Mädchen bei der Pflege des Bruders wirklich bewährt hatte.

„Gottlob, sie ist endlich vernünftig geworden,“ dachte sie, wenn sie Paula still und ernsthaft im Haushalt walten sah. Das veränderte Betragen der Nichte einem andern Grunde zuzuschreiben, fiel ihr nicht ein; sie hielt es für die allerdings ein wenig späte Frucht ihrer Erziehung.

„Wie lange ist Paula hier? Beinahe drei Jahre!“ rechnete sie weiter. „Du liebe Zeit, man wird eben alt! Wie der Bruder, kann auch ich plötzlich sterben, und dann steht das arme Kind allein in der Welt da, — ganz allein mit dem großen Gut!“

Als Fräulein Ulrike an diese Möglichkeit dachte, schüttelte sie traurig den Kopf und sann vor sich hin.

„Das beste wäre, das Kind heiratete,“ meinte sie endlich. „Ich bin zwar prinzipiell gegen die Ehe; im allgemeinen kommt nichts Gutes dabei heraus, allein gänzlich darf man sie doch auch nicht verdammen, schon in Rücksicht auf das einmal bestehende Geschlecht.“

Und Fräulein Ulrike dachte, während sie diesen Gedanken weiterspann, an Ernst Werner. Sie hatte zwar bisher immer ein wenig die Nase über ihn gerümpft, doch er schien sich ja günstig entwickelt zu haben. Alle Gutsbesitzer waren entzückt von seinen Neueinrichtungen, und jetzt hatte man ihn sogar in den Landtag gewählt. Eins aber war sicherlich über alle Zweifel erhaben, das nämlich, daß Ernsts gesetztes Wesen vorzüglich für den Wirbelwind Paula passen würde.

Und als jetzt gerade der junge Mann auf den Hof geritten kam, — nach Hellborns Tode fühlte Ernst die Verpflichtung, sich zuweilen nach den Frauen umzusehen und seine Dienste anzubieten, — da nötigte sie ihn sehr freundlich an den Frühstückstisch und stieg selbst die Treppe hinunter, um Paula aus der Küche zu holen.

Wer ihr das vor Jahren gesagt hätte, daß sie selbst, die geschworene Ehefeindin, sich einst zu Handlangerdiensten herablassen würde, um Hymens bekannte Fackel entzünden zu helfen, dem hätte sie gewiß ungläubig ins Gesicht gelacht.

Am Nachmittag fuhr Paula nach der Stadt, da sie, wie sie sagte, Einkäufe zu besorgen hatte. Aber diese mußten wunderbarer Art sein, denn Paula blieb, in Betrachtung versunken, vor einem kleinen Schaufenster stehen, in dem grellbunte Wollsachen und riesengroße Porzellantassen ein ziemlich bestaubtes Dasein führten. Ueber diesen Herrlichkeiten stand der Name der Firma: Feldmann u. Co.

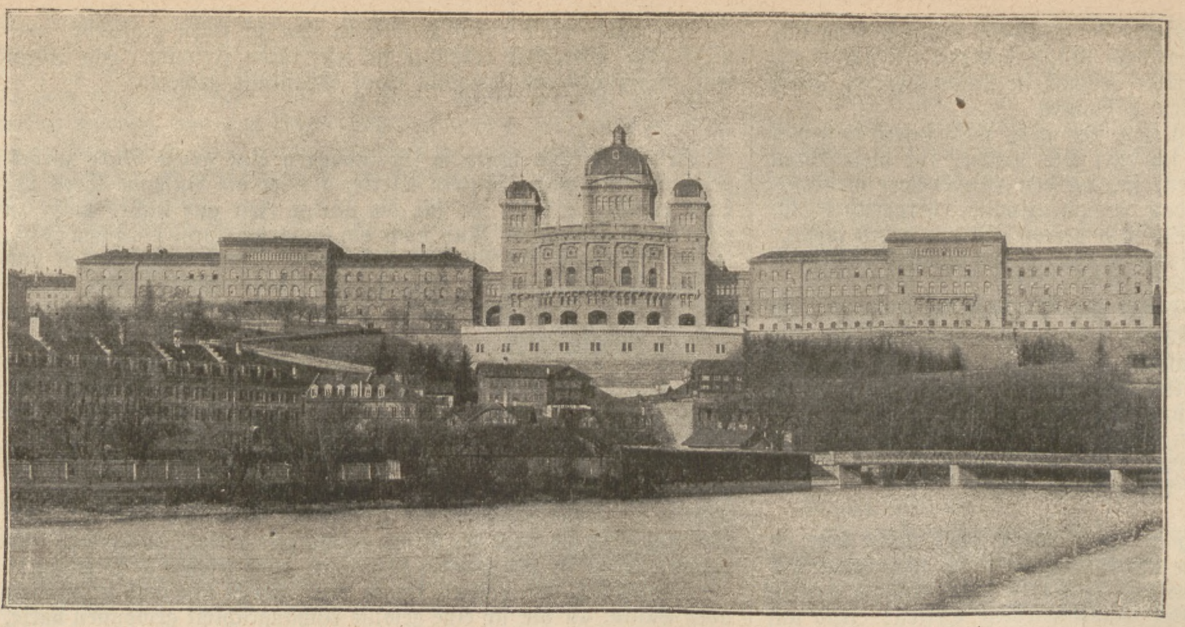
Nachdem das junge Mädchen ein Weilchen gezögert hatte, trat sie schließlich in den Laden ein.

Der alte Feldmann empfing sie, legte ihr Sachen vor, für die sie in ihrem ganzen Leben keine Verwendung haben konnte, und entschuldigte seine Ungeschicklichkeit mit der Versicherung, seine Tochter werde gleich kommen.

Im Nebenzimmer hörte man das Klirren von Tassen und eine keifende Frauenstimme, in welches Geräusch sich ab und zu ein heller Tenor in sehr erregter Weise mischte. Dort schien das junge Ehepaar Feldmann den Nachmittagskaffee einzunehmen.

Endlich trat Kläre ein, schön und stattlich wie immer, doch die zartgeschwungenen Brauen finster gerunzelt und die üppigen Lippen wie im Unmut trotzig geschürzt. Offenbar hatte sich nebenan eine stürmische Scene mit dem Gatten abgespielt. Der alte Feldmann war ärgerlich.

„Hast Du die Klingel überhört?“ fuhr er die Tochter an. „Die Dame hier wartet!“



Das neue Parlamentsgebäude in Bern. Photographie von Karl Schnell in Bern. (Mit Text.)

und Gram, vor ihr Bett nieder und weinte, — weinte, als wolle sie ihre ganze Seele in Thränen dahingeben. — Sie hatte Heinz über alle Maßen geliebt, sie liebte ihn noch, doch ihr Glück war zersprungen wie die Scherben am Boden.

— — — — — — — — —

Ernst saß beim ersten Frühstück, als die junge Nichte der Wirtschafterin des Gutshauses mit freundlichem Gruße eintrat. Sie machte sich am Kaffeetische zu schaffen und belud ein Tablett mit Kännchen, Tasse und Gebäck. Als sie sich entfernen wollte, ward sie von Ernst zurückgerufen.

„Da Sie, wie ich sehe, meiner Mutter Erquickung bringen, gedenken Sie auch meiner und spenden Sie mir eine Tasse Kaffee," bat er scherzend.

Sie gehorchte lächelnd. Ernst musterte sie, während sie der blanken Messingmaschine den duftenden Trank entlockte, genauer und bemerkte, daß sie eigentlich ein recht hübsches Mädchen sei. Allerdings Walkürengenre: groß, stattlich, sehr weiß, sehr rot, blondhaarig und blauäugig.

Er sagte ihr einige verbindliche Worte, und sie ging sofort auf den neckenden Ton ein.

(Fortsetzung folgt.)

Kläre musterte, während sie das wellige Haar aus der klassischen Stirn zurückstrich, mit neugierigen, ja, fast dreisten Augen das junge Mädchen. Sie ward sogleich freundlicher.

„Das Fräulein hier zu sehen, ist mir eine große Ehre, wir sind ihr gewiß durch Bekannte empfohlen," sagte sie mit einem süßlichen Lächeln. „Womit kann ich dienen?"

Paula befahl einige Kleinigkeiten; Kläre bediente und ward dabei beredt.

„Früher hat auch Frau Werner bei uns gekauft; jetzt hat sich mein Mann ihre Kundschaft verscherzt. Sie wissen, er hat damals beim Regiment den Schuldschein des Leutnants eingereicht. Wie man sagt: meinetwegen," setzte sie mit einem koketten Augenaufschlag hinzu. „Aber sehen Sie, hätte ich nur eine Ahnung von der Sache gehabt, soweit hätte Max nicht gehen dürfen, obgleich ich ja schon damals, als er noch Bräutigam war, einen schweren Stand mit dem eifersüchtigen Menschen hatte. Der arme, junge Herr! Weiß man denn nichts Genaueres über ihn, als daß er in Amerika ist?" fragte sie in vertraulichem Tone.

Paula schnitt ihr das Wort ab, kaufte alles Mögliche, legte den Betrag auf den Tisch und schlich aus dem Laden.

Sie hatte das brennende Verlangen gefühlt, diejenige, welche Heinz ins Unglück gestürzt hatte, wenigstens einmal zu sehen. Fast bereute sie, sich diesen Wunsch erfüllt zu haben. Ihre Pulse klopften, und auf ihren Wangen brannte die Röte der Scham über die verletzenden Worte, die man ihr zu hören gegeben hatte. Doch was bedeutete dieses Empfinden gegen jenes andere herzbeklemmende Weh in der Brust!

Armer Heinz! Des oberflächlichsten Geschöpfes wegen war das Unheil entstanden; ihretwegen hatte er Heimat, Vaterland und alle, die er liebte, verlassen müssen! Das war namenlos traurig.

Als Paula in Greinshagen anlangte, sauste sie wie der Sturmwind über den Hausflur und flog die Treppe hinauf.

„Was ist Dir, Paula?" rief Fräulein Ulrike ihr nach, die, aus der Thür tretend, das Poltern unwillig bemerkte.

Aber Paula hörte nicht mehr, schon schlug die Thür ihrer Erkerstube ins Schloß. Und während das Porzellan aus dem Feldmann'schen Geschäft zu Boden fiel, warf sich Paula, aufgelöst in Schmerz

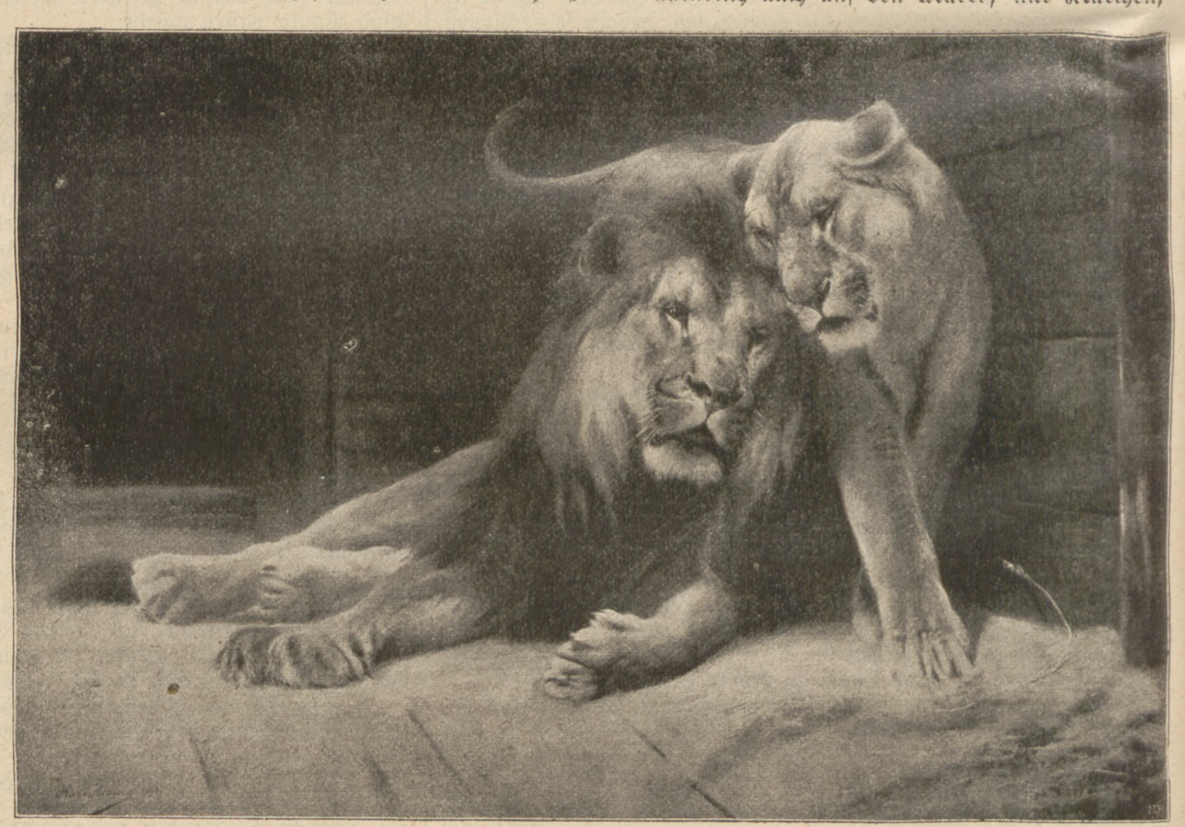
Wie es so kam!

Novelle von E. H. von Zagorz. (Nachdruck verb.)

Ja, wie das so kam, — eigentlich ganz einfach und doch wieder recht sonderbar.

Oktobermarkt war es. — Oktobermarkt in Mecklenburg. Wer da im Hause bleibt, muß krank sein, denn ein schöneres Fest kennt kein richtiger Mecklenburger Landmensch. Alles, was Beine hat, strömt an diesem Tage in die Stadt, und die Gutshöfe sehen so menschenleer aus, wie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Auch in der Villa des Obersten von Wardegg und dem kleinen Gehöft, das dazu gehörte, sah es so aus. Der alte Herr war auf die Jagd gegangen, die beiden Mädchen, Dürten und Lieschen, und der Knecht Harms natürlich auch auf den Markt, nur Klärchen,



Löwenpaar. Nach dem Gemälde von Hans Krause. (Mit Text.)



Prinz Ludwig v. Battenberg. Großfürst Paul. Prinz Philipp v. Koburg. Grf. Mensdorf. Kronprinzessin v. Rumänien. Großfürstin Sergei. Herzog Alfred v. Koburg †.

Prinz Heinrich v. Battenberg. Großfürst Sergei. Kronprinz v. Rumänien. Großfürst Wladimir. Herzog v. Connaught.

Prinz v. Wales (König Eduard VII. v. England.) Prinzeß Heinrich v. Battenberg. Prinzeß Philipp v. Koburg. Prinzeß Alexandra v. Koburg. Erbprinzeß Charlotte v. Meiningen. Herzogin v. Connaught.

Erbprinz Alfred v. Koburg †. Zar Nikolaus II. Zarin Alexandra. Prinzeß Ludwig v. Battenberg. Prinzeß Heinrich. Großfürstin Wladimir. Herzogin Marie v. Koburg.

Kaiser Wilhelm II. Königin Victoria †. Kaiserin Friedrich.

Prinzeß Beatrix v. Koburg. Prinzeß Feodora v. Meiningen.

Königin Viktoria von England im Kreise ihrer Verwandten, gelegentlich ihres letzten Besuchs am Koburger Hofe.

Nach einer Aufnahme von Prof. E. Uhlenhuth in Koburg.

die einzige Tochter des Obersten, hütete das Anwesen. Das junge Mädchen saß in der Veranda vor dem Hause und arbeitete an einer Jagdtasche für ihren Vater. Zu ihren Füßen lag ihr treuer Bernhardiner Rolf. Die Knotenarbeit ging ihr flink von der Hand. Ihre Augen blickten etwas sehnsüchtig in die Ferne. Sie war ein frisches, junges Ding von siebzehn Jahren, und das Stillsitzen, sowie Handarbeiten gehörte nicht zu ihren Passionen. Am liebsten wäre sie auch davongelaufen, denn der blaue Himmel und die Sonne lockten, und die Sommerfäden zogen sie ordentlich hinaus.

Es war ringsum eine öde Stille, ordentlich unheimlich wurde ihr dabei. Sie sehnte sich nach ihrem Vater, oder sonst einem Menschen. Schließlich konnte sie das Stillsitzen nicht mehr ertragen und sprang auf, der Bernhardiner ebenfalls. Liebkosend strich sie ihm über den breiten Kopf, und er blickte sie treuherzig an. „Weißt Du, alter Rolf, das Stillsitzen ist nichts für uns zwei," sagte sie lachend; „wir wollen uns was vornehmen, wo man nicht grübeln kann, was meinst Du, Rolf? Wollen wir die letzten Gravensteiner herunterholen?"

Rolf stieß einen Freudenschrei aus und wedelte lustig mit seinem Schwanz.

„Ah, die Idee hat Deinen Beifall, alter Rolf, denn also los." Lustig lief sie auf den Baum zu, doch da blieb sie stehen, und ein ärgerlicher Blick streifte ihr Kleid, zum Klettern auf den Baum war das wirklich zu schade.

Einen Augenblick blieb Klärchen nachdenklich stehen, dann flog sie lachend in das Haus hinein, und der Bernhardiner folgte ihr in großen Sprüngen. Nach einiger Zeit kam sie wieder aus dem Hause, ein blaues Druckkleid mit kurzen Aermeln an, und ein Hamburger Häubchen auf dem Haar. Dazu eine große, weiße Schürze vorgebunden und einen Korb am Arm. „Hurra, Rolf, jetzt geht's, und was wird Vater für Augen machen, wenn er mich so sieht."

Lachend kletterte das junge Mädchen auf den Apfelbaum hinauf und pflückte eifrig darauf los. Der Hund lagerte sich unter den Baum und blickte ihr aufmerksam zu.

Eine Weile darauf hob der Bernhardiner horchend den Kopf, und Kläre von Wardegg hörte auf, Aepfel zu pflücken. Mit scharfem Auge blickte sie den Weg entlang, der vom Dorfe zu ihrem Gehöft führte. Bald sah sie einen Reiter die Dorfstraße verlassen und ihrem Garten näherkommen. Der Reiter schien nicht nur keine Eile zu haben, sondern er zögerte direkt etwas, je näher er der Villa kam. Unmittelbar neben dem Apfelbaum, wo Kläre augenblicklich residierte, nur durch die grüne Hecke von der Straße getrennt, machte er Halt, zog aus seiner Tasche ein Tuch hervor, wischte sich den Schweiß von der Stirn und stöhnte laut auf. Der Bernhardiner erhob sich ob dieses lauten Seufzers eilig, Kläre aber hielt ihn durch einen Wink still. Ihr machte die Sache unbändigen Spaß, sie konnte den Reiter von ihrem grünen Throne aus sehr gut beobachten, während sie von ihm nicht gesehen werden konnte.

„Ob es hier wohl ist," brummte er halblaut vor sich hin, „mein Alter hätte mir wenigstens den Weg genau bezeichnen sollen. Wie ein Narr muß ich in dem ganzen gesegneten Obotritenlande herumsuchen, und dabei nennt sich das Erholungsreise. Ich muß doch noch einmal dem Alten seinen Brief lesen."

Er zog einen Brief aus der Tasche und las, während sein Fuchs vergnügt an der Buchenhecke herumknabberte, laut vor sich hin:

„Daß Du nun Deinen Urlaub doch in Mecklenburg zubringst, so könntest Du mir einen Wunsch erfüllen. Da in der Mecklenburger Schweiz irgendwo herum wohnt nämlich ein alter Freund von mir, der Oberst von Wardegg.

„Vor langen Jahren haben wir zusammen bei einem Regiment gestanden, und haben wie die Kletten zusammengehangen. Such ihn auf, bring ihm einen Gruß von mir, und lade ihn herzlich ein, im Winter zu mir zu kommen. Hat er aber eine Tochter, so denke daran, daß Dein alter Vater sich nach einer Schwiegertochter sehnt, aber rothaarig und sommersprossig darf sie nicht sein." —

„Nette Suppe, die mir der Alte eingebrockt hat," brummte der junge Herr fast zornig und steckte den Brief wieder ein. Eben wollte er weiterreiten, da fiel sein Auge auf das Schild am Gartenthor. „Villa Wardegg", las er laut. „Oho, da wäre ich ja am Ziel! Das Ding liegt aber wie ausgestorben da, na, um so besser."

Er hob sich im Sattel hoch und blickte prüfend in den Garten hinein. Da gewahrte er die Gestalt mit dem weißen Häubchen im Apfelbaum, und unter diesem den mächtigen Bernhardiner.

„Anna, Dürten, Lieschen, oder wie Sie sonst heißen mögen, holde Jungfrau, sagen Sie einmal, wohnt hier der Oberst von Wardegg?"

„Jawohl, mein Herr! Aber die Herrschaft ist nicht zu Hause," antwortete ihm eine frische Stimme aus den grünen Baumzweigen lustig, und der Bernhardiner erhob sich gemächlich, als wollte er zeigen, ich bin auch hier.

„Donnerwetter," entfuhr es dem jungen Reiter, „so weit geritten und nun das Nest leer, da soll doch gleich —"

Einen Augenblick überlegte er noch, dann holte er aus seiner Visitenkartentasche eine Karte heraus und hielt sie über die Hecke dem Mädchen hin. „Da, bitte, wollen Sie das Ding nehmen, und mit meiner schönsten Empfehlung den Herrschaften übergeben. Und richten Sie dabei aus, ich hätte sehr bedauert, die Herrschaften nicht daheim getroffen zu haben. Haben Sie mich verstanden?"

„Gewiß, mein Herr, und ich werde alles richtig ausrichten," erwiderte die Aepfelpflückerin vergnügt, und eine weiße, schmale Hand griff nach der Karte. —

„Was dieser Hausgeist für eine schöne, vornehme Hand hat," dachte der junge Mann. Sein Blick haftete auf den prachtvollen Aepfeln, und plötzlich fühlte er einen solchen Appetit darauf, daß er fragte: „Könnten Sie mir wohl ein paar Gravensteiner geben, die Dinger sehen prachtvoll aus, und ich habe einen heidenmäßigen Durst."

„Gewiß, sehr gern; bitte, nehmen Sie, so viel Sie wollen," klang es lustig vom Baum herab, und wie hingezaubert stand das Körbchen auf der Hecke vor dem jungen Mann.

„Die sind aber schön!" rief dieser begeistert aus und biß vergnügt in einen Gravensteiner hinein. „Mir scheint, die sind im Paradies gewachsen."

„Ich heiße aber nicht Eva, und eine Schlange giebt es hier auch nicht," platzte das Mädchen lachend heraus.

„Sieh, sieh, was so ein Küken alles weiß," sagte der Herr lachend. „Sagen Sie 'mal, holde Eva, wie ist denn Ihre Herrschaft?"

„O, sehr gut, sonst blieb ich nicht hier."

„Sind Töchter da?"

„Ja, — eine Tochter."

„Ist sie hübsch, ist sie jung, ist sie gut?"

„O nein, hübsch ist sie nicht," bekam der Frager unter Kichern zur Antwort, „rote Haare hat sie und das ganze Gesicht voll Sommersprossen, die kriegt ihr Lebtag keinen Mann."

„Das glaub ich," lachte der Herr.

„Gut — ach nee, gut ist sie nicht, sie kujoniert einen den ganzen Tag, daß man oft davonlaufen möchte. Und jung ist sie auch nicht mehr, die dreißig hat sie auf dem Buckel."

„Hören Sie auf, ich weiß genug; rothaarig und sommersprossig, Bewahr uns der Himmel vor der Bekanntschaft! Fort, Füchsel, sonst kommt Deine Couleurschwester. Dank für die Aepfel, holde Eva, Sie werden mich doch nicht damit verzaubert haben? Vergessen Sie meinen Auftrag nicht, Kleine, und hier im Korb liegt ein Dank für Sie."

„Danke," lachte das junge Mädchen, „adieu, mein Herr."

Der Reiter grüßte noch herablassend und sprengte davon.

Kläre von Wardegg sah ihm lachend nach, dann zog sie seine Vsitenkarte hervor und las: „Dr. med. Erich Rotenburg, Berlin."

Im Korb fand sie ein Fünfzigpfennigstück und steckte es lachend in ihre Tasche. „Ein famoser Jux, wie wird Papa lachen," jubelte sie laut auf, dann sprang sie mit einem Satz zur Erde, nahm den Korb mit den Aepfeln, und lief damit dem Hause zu.

Ehe sie aber noch bis zur Veranda kam, ertönte ein kurzer Pfiff, und an der Gartenthüre wurde eine feste, markige Gestalt im Jagdrock sichtbar.

Mit einem Jubelruf flog Kläre ihrem Vater an den Hals, während der Bernhardiner seinen dicken Kopf an seines Herrn Knie lehnte.

Der Oberst strich seinem Töchterchen liebevoll über das Haar. „Na, wilde Hummel, Du hast Dich ja in Berthas Staatskleid geworfen, hast wohl irgend einen Jux in petto," sagte er lachend.

„Ach, Papa, ich habe ein Abenteuer erlebt, — ein richtiges Abenteuer, und fünfzig Pfennig Trinkgeld habe ich dabei verdient," berichtete Kläre lachend und hängte sich zärtlich an ihres Vaters Arm.

„Nanu?" fragte der Oberst lachend und blieb mitten im Weg stehen.

Kläre holte die Visitenkarte und die fünfzig Pfennige hervor und erzählte ihm strahlend das nette Abenteuer.

„Blitzmädel," sagte der Alte lachend, „da hast Du Dir am Ende etwas Nettes eingebrockt. Erich Rotenburg, das kann nur der Sohn von meinem alten Freund Rotenburg aus Breslau sein. Mädel, Mädel, wo Du nur die tollen Streiche alle her hast? Es ist ein Glück, daß Du kein Junge bist, wärest sonst am Ende ein arger Schlingel geworden. Wie sah denn der Junge aus? Der Vater war ein hübscher Mann, der Sohn wird ihm hoffentlich gleichen. Wie gefiel er Dir?"

Kläre wurde blutrot und stotterte verlegen hervor: „O, ich glaube, er sah ganz nett aus, ich — ich habe ihn mir nicht genau angesehen."

Der Oberst pfiff leise vor sich hin. „So, sehr nett, da möchte ich den jungen Herrn doch auch gern kennen lernen. Fatal, daß ich gar nicht weiß, wo er hier herum steckt. Weißt Du, ich schreibe an seinen Alten, da bekomme ich es vielleicht heraus."

Und so wurde es auch gemacht. —

Wochen waren vergangen seit diesem Oktobermarkt. Der Oberst hatte den jungen Herrn mit Hilfe seines Vaters aufgefunden und, da er in erreichbarer Nähe war, ihm einen Besuch gemacht. Die beiden Herren gefielen sich so, daß sie fast täglich zusammen auf

die Jagd gingen. Im Hause des Obersten war der junge Arzt aber noch nicht gewesen, trotz freundlichster Einladung, ihm graute vor der Tochter, von der der Vater übrigens nie sprach, wahrscheinlich liebte er sie auch nicht besonders.

Am Tage vor seiner Abreise wollte der junge Arzt aber den alten Herrn doch noch überraschen, und ritt nach der Villa Wardegg. Der Oberst hatte ihn kommen sehen und begrüßte ihn fröhlich. Als die beiden Herren nun so gemütlich zusammensaßen, sagte der Oberst plötzlich: „Meine Tochter wird gleich kommen, Sie müssen sie doch auch kennen lernen. Na, Sie werden sich wundern."

Gut, daß ich vorbereitet bin, das mag ein schönes Monstrum sein, dachte der Doktor innerlich; ehe er aber etwas erwidern konnte, öffnete sich eine Thür und der Oberst sagte vergnügt: „Ei, da bist Du ja, Kläre; vorstellen brauche ich Dir den Doktor Rotenburg ja nicht mehr, Du kennst ihn ja länger als ich."

Der Doktor war bei den ersten Worten des alten Herrn von seinem Stuhl aufgesprungen und hatte sich der Eintretenden zugewendet. Nun stand er wie Lots Weib da und starrte das hübsche, junge Mädchen wie ein Gespenst an, die junge Dame aber stand ebenfalls, über und über rot, stumm und verlegen da. —

Der Oberst machte der Verlegenheit ein Ende. „Na, meine Herrschaften, nehmt die Apfelgeschichte als Jahrmarktsulk," sagte er lachend.

Der Doktor stotterte etwas hervor, was wohl eine Entschuldigung sein sollte, und Kläre streckte ihm verlegen die Hand hin. Dann trafen sich ihre Blicke, und plötzlich fingen sie beide lustig an zu lachen.

„So ist es wohl," sagte der alte Herr vergnügt; „nun besorge uns aber etwas Eßbares, Kläre; es brauchen aber keine Aepfel zu sein."

Behend eilte Kläre davon, während der alte Herr dem jungen Arzt den Streich seiner wilden Hummel ausführlich erzählte. Und schließlich lachten alle herzlich darüber.

Es war sehr spät, als der Arzt das nette Haus verließ, und er verließ es nicht eher, als bis der Oberst ihm fest versprochen hatte, im Winter nach Berlin zu kommen. Beim Abschied hielt er dann Klärens Hand ganz ungewöhnlich lange in der seinen und blickte ihr so tief in die Augen, daß Kläre ganz rot wurde und nur stumm nickte, als er leise „also auf Wiedersehen in Berlin im Januar" sagte.

Natürlich sahen sich die beiden im Januar in Berlin wieder. Und so die letzten Tage im Monat, da stand in einem Zimmer des Hotels „Monopol" ein glückliches Paar eng umschlungen. Die Braut aber trug ein in Gold eingefaßtes Fünfzigpfennigstück als Brosche. Auf einem Sofa aber saßen zwei alte, grauköpfige Herren und blickten mit vergnügten Gesichtern auf das Brautpaar. Ihnen war ein Herzenswunsch erfüllt, und sie wurden nicht müde zu erzählen: „Wie es eben so kam."

In der Kreuzzeitung aber stand am nächsten Tage die Verlobung von Frl. Klara von Wardegg und Herr Dr. med. Erich Rotenburg.

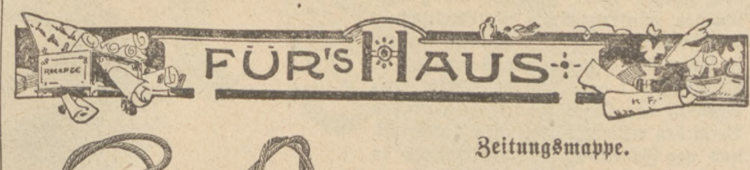
Der Löwenzahn als Salatpflanze.

Der Löwenzahn wird bei uns noch lange nicht genug gewürdigt, während er in Frankreich und in Rußland sehr hoch geschätzt wird. Da er bei uns wild wächst, und als Unkraut angesehen wird, so mag er wohl als Salatpflanze vielen als zu geringwertig erscheinen und deshalb nicht beachtet werden. Nun macht aber der Umstand, daß der Löwenzahn schon im zeitigen Frühjahr Salat liefert, ihn als Salatpflanze sehr wertvoll. Dann ist er sehr leicht gedeihend, auch ausdauernd, so daß man von ihm Jahre lang ernten kann. Seine Blätter werden wie Gartensalat zubereitet und sollen eine blutreinigende Wirkung haben, so daß man ihn da und dort zu Frühlingskuren benutzt.

Den Samen säet man im Frühjahr auf gutes Gartenland in Reihen, welche gegen 40 Centimeter weit voneinander zu ziehen sind. Er ist nur schwach zu bedecken, gerade so wie Salatsamen, doch liegt er etwas länger, ehe er aufgeht. Die Pflanzen in den Reihen können gegen 15 Centimeter weit zu stehen kommen. Die Pflege besteht hauptsächlich in dem Reinhalten der Beete von Unkraut und Auflockern des Bodens. Ein Gießen ist nicht nötig, kann aber bei trockener Witterung nicht schaden. Erlangen die Pflanzen schon im ersten Jahr eine wünschenswerte Stärke, so kann man einen Teil im Herbst ausheben, im Keller in Sand oder Erde einschlagen und sie hier bleichen. Der Löwenzahn hat vor der Winter-Endivie den Vorzug, daß seine Blätter im Keller nicht so leicht in Fäulnis übergehen und länger tauglich bleiben.

Diejenigen Pflanzen aber, welche auf dem Beete bleiben, wenn man von ihnen einen recht zarten, mürben Salat im kommenden Frühjahr haben will, werden im Herbst oder im Frühjahr gut behäufelt, so daß ihr Kraut von allen Seiten umgeben ist. Man muß hierzu eine lockere, leichte Erde nehmen; manche bedecken die Pflanzen auch mit Stroh und bringen auf diese eine Lage Erde; wieder andere umwickeln die Pflanzen mit Papier und binden dieses oben zusammen. Die Pflanzen werden gewöhnlich erst im zweiten und dritten Jahr ergiebig.

Aeltere Pflanzen, die man für die Folge nicht mehr kultivieren will, hebe man im Herbst aus, schlage sie auf einem Komposthaufen ein und decke sie mit Komposterde zu. Auf einem solchen Haufen leiden sie im Winter weniger von Nässe, und da die Erde sich früher erwärmt als auf dem Gartenbeete, so treiben die Pflanzen auch früher aus, was ein zarteres Kraut zur Folge hat.



Zeitungsmappe.



Zeitungsmappe.

Als hübsches Weihnachtsgeschenk geeignet ist diese aus braunem Lederpapier hergestellte Mappe, welche 24 Centimeter Breite und 51 Centimeter Höhe mißt; braune Seidenschnur hält die Tasche fest und dient zum Aufhängen. Die Muster sind vorgestochen, sie waren bei unserem Modell mit olivegrüner, blauer, rosa und weißer Seide gestickt.

Gestrickte Kniewärmer.

Die Kniewärmer sind mit weicher weißer Wolle gestrickt. Man arbeitet zuerst den Mittelteil, in hin- und zurückgehenden Reihen immer rechts strickend und die erste Masche jeder Nadel abhebend. Mit einem Anschlag von 8 Maschen beginnend, strickt man wechselnd 1 Nadel glatt und 1 Nadel mit Zunehmen; für letzteres strickt man je aus der Mittelmasche der Nadel 2 Maschen. In dieser Weise arbeitet man 60 Nadeln, nach denen man 38 Maschen Weite erreicht hat; auf dieser strickt man ohne Zunehmen 24 Nadeln. Es folgen 60 Nadeln, bei denen stets auf der zweiten Nadel die Mittelmasche abgenommen wird. Zum Schluß behält man 8 Maschen, die man mit den Anschlagsmaschen zusammenkettelt. Nun nimmt man zunächst an einer Seite die Randschlingen auf (man bekommt 72 Maschen im Rund, die man auf mehrere Nadeln verteilt), strickt auf dieser Weite, immer 2 rechts, 2 links, 50 Touren, und kettelt ab. Auf der anderen Seite des Mittelteils strickt man den gleichen Abschluß.

Gestrickte Kniewärmer.



Prinz-Regent Luitpold von Bayern. Der Herrscher des nächst Preußen wichtigsten deutschen Staates, Prinz Luitpold von Bayern, feiert am 12. März d. J. seinen achtzigsten Geburtstag. Prinz Luitpold ist der dritte Sohn des Königs Ludwig I.; er widmete sich frühzeitig der militärischen Ausbildung und begleitete die Stelle eines Generalfeldzeugmeisters und Generalinspektors der Armee. Als Vorsitzender des Staatsrats und zeitweiliger Vertreter König Ludwigs II. gewann er umfassenden Einblick in die Staatsangelegenheiten, welche später seine ganze Kraft in Anspruch nahmen. Als der älteste Agnat des königlichen Hauses übernahm er am 14. Juli 1886 an des unheilbar kranken Königs Ottos Stelle die Regentschaft und hat sie zum Segen des engeren Vaterlandes schon fünfzehn Jahre lang geführt. Vermählt war Prinz Luitpold mit der Erzherzogin Auguste von Oesterreich-Toscana, welche im Jahre 1864 gestorben ist; von seinen vier Kindern steht der älteste Sohn, der Thronfolger Prinz Ludwig, bereits im sechsundfünfzigsten Lebensjahre.

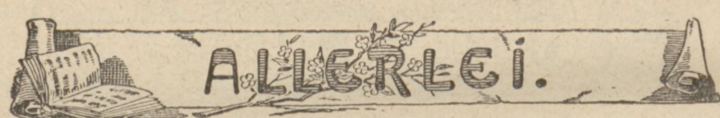
Das im Rohbau nunmehr vollendete eidgenössische Parlamentsgebäude in Bern ist ein Werk des Architekten Prof. A. Auer. Der Bau, der aus Sandstein und Granit aufgeführt wurde, hat fünf Jahre beansprucht. Er verbindet die beiden seitherigen Verwaltungsgebäude und vereinigt dieselben mit seiner imponierenden Kuppelkrönung zu einem sehr stattlich wirkenden Architekturwerk. Die Kosten des neuen Mittelbaues sind auf fünf Millionen Frank veranschlagt.

Löwenpaar. Unser heutiges Bild, das nach dem lebenswahren, prächtigen Gemälde des bekannten Tiermalers Hans Krause angefertigt wurde, zeigt ein Löwenpaar, das seiner Freiheit beraubt, sich im Zwinger eines Tiergartens befindet. Dem Bilde fehlen die exotischen Pflanzen, die Kocospalme, die Bananen- und Bambusbäume, und vor allem der tiefblaue Himmel, wie wir ihn nur in den Tropen erblicken. Nachlässig ruht der König der Tiere an die Dielenwand seines Kerkers gelehnt und träumt von den nächtlichen Jagden, die er in seinem Revier veranstaltete, von den Kämpfen mit Tigern und Elefanten und von der Freiheit, die ihm seine tropische Heimat bot. Die harte Gefangenschaft wird ihm zwar durch sein Weibchen versüßt, das sich schnurrend und schmeichelnd an ihn schmiegt, und den königlichen Gatten durch Liebkosungen aller Art aufzumuntern sucht. Wenn auch gefangen — an seiner

Majestät hat er nichts verloren. Wenn er sich erhebt, wenn er die gewaltige Mähne schüttelt und sein furchtbares Gebrüll vernehmen läßt, dann erinnern wir uns der Dichterworte: „Jeder Zoll ein König!“ St.

Giuseppe Verdi. In einem Zimmer des Hotel de Milan zu Mailand hat der Tod den größten italienischen Tondichter der Gegenwart wie der ganzen zweiten Hälfte des zur Rüste gegangenen Jahrhunderts am 27. Januar ereilt. Hochbetagt, im 88. Lebensjahr, ist Giuseppe Verdi nach kurzem Krankenlager an den Folgen einer Gehirnlähmung verschieden. Giuseppe Verdi erblickte in einer Dorfschenke zu Roncole unweit Busseto im ehemaligen Herzogtum Parma am 9. Oktober 1813 das Licht der Welt. Der Organist des Ortes erteilte dem jungen Verdi den ersten musikalischen Unterricht, und der Fabrikant Antonio Barezzi in Busseto gab ihm die Mittel an die Hand, zum Zweck einer gründlichen musikalischen Ausbildung nach Mailand überzusiedeln. — Die Direktion des dortigen Konservatoriums wies den Jüngling als „ungeeignet zur Aufnahme“ kurzerhand ab; dafür erbot sich aber der erste Kapellmeister der Scala, Vincenzo Lavigna, die weiteren Studien des jungen Mannes zu leiten. Schon nach kurzer Zeit legte Verdi Proben seiner besonderen compositorischen Befähigung ab; auch als Dirigent bewährte er sich. Auf drei Jahre ging er nach Busseto, in die allerdings nur gering dotierte Stellung eines städtischen Musikmeisters. Nach Ablauf dieser Frist kehrte er wieder nach Mailand zurück, wo er 1839 seine erste Oper „Oberto, conte di San Bonifacio“, vollendete und mit gutem Erfolg an der Scala zur Aufführung brachte. Im Jahr 1842 folgte an gleicher Stelle die Oper „Nabuccodonosor“, die Verdis Ruf als Operkomponist begründete. In den nächsten Jahren entwickelte der Künstler eine überaus fruchtbare Thätigkeit. Verdi war in glücklichster Ehe verbunden mit Margherita Barezzi, der Tochter seines ehemaligen Gönners. Die Gattin und zwei Söhne wurden ihm aber frühzeitig durch den Tod entrissen. Eine Zeitlang war Verdi auch als Deputierter seiner Heimat Busseto politisch thätig. In den letzten Jahrzehnten lebte er zurückgezogen in seiner Villa Sant' Agata. Reiche Auszeichnungen sind dem verblichenen Meister zuteil geworden. König Viktor Emanuel ernannte ihn zum Senator, Kaiser Wilhelm I. verlieh ihm den Orden pour le mérite, die französische Regierung das Großkreuz der Ehrenlegion. Das schönste Denkmal aber hat sich Giuseppe Verdi selbst gesetzt durch seine Werke voll blühender Schönheit und unvergänglicher Jugendfrische.

Giuseppe Verdi †. (Mit Text.)



Hieb. Frau: „Schrecklich ist das Kind, wenn es nicht alles bekommt, was es haben will, dann schreit es.“ — Mann: „Gerade so wie Du.“

Erklärlich. Frau A.: „Unser Dienstmädchen steht jeden Morgen auf, ohne daß man sie zu wecken braucht.“ — Frau B.: „Nicht möglich!“ — Frau A.: „Ja, sie hat 'ne Liebschaft mit dem Milchmann!“

Konkurrenten. Der Herr Oberförster schimpfte im Wirtshaus weidlich über die bösen Chinesen. „Aus Ihnen spricht nur der Neid!“ sagte einer. — „Der Neid? Warum sollte ich den Kerls neidisch sein?“ — „Weil die Chinesen die ganze Welt anlügen können und Sie nur unsern Stammtisch!“

Noch nicht! Der preußische General der Kavallerie, Seidlitz, ein sehr berühmter Reiter, behauptete öfters, als er noch Kornett war, daß ein jeder Reiter, welcher sich vor dem Feinde zurückziehe, ohne sich auszuzeichnen, nichts wäre, als ein liederlicher Geselle, ein Feigling, ein verzagter Mensch. Manche Worte, welche mehr den unüberlegten, thörichten Großsprechereien eines Aufschneiders glichen, gelangten zu Ohren des Königs, welcher beschloß, den jungen Prahler auf die Probe zu stellen. Als der König einmal über die Zugbrücke der Festung Glogau ritt und im Gefolge des Hofstaates der junge Seidlitz sich befand, sagte lächelnd der König zu ihm: „Ei, mein Kornett, jetzt seid Ihr einer meiner Ausgezeichneten!“ — „Noch nicht, Sire!“ entgegnete Seidlitz und dem Pferde die Sporen in die Flanken stoßend, daß es sich hoch aufbäumte, setzte er mit einem sehr kühnen Sprunge über das Geländer in die Oder. Er durchschwamm mit seinem Pferde den Strom und langte wohlbehalten mit demselben am jenseitigen Ufer an, wo der König den feurigen Kornett lächelnd mit den Worten empfing: „Bravo, jetzt seid Ihr Rittmeister!“ St.

Halb sieben! Ein Lieblingsaufenthalt des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen war Erdmannsdorf im Riesengebirge. In ländlicher Einfachheit hier lebend, unternahm die königliche Familie häufig Ausflüge ins Gebirge, bei welchen Gelegenheiten dann in irgend einem Gasthofe vorgesprochen wurde. Nach einer guten Bewirtung in einem solchen wollte der König dem Wirt persönlich danken. Statt seiner erschien aber die Wirtin. Auf die Frage, weshalb ihr Mann nicht käme, gab sie zur Antwort: „Ach, diesen Morgen um neun Uhr war es bei dem schon halb sieben! Auf des Königs Frage, wie sie das meine, erwiderte sie: „Das heißt hier zu Lande, er ist betrunken; ich habe ihn übrigens eingesperrt!“ — Alles lachte. Im nächsten Dorfe begrüßte bei der Rückfahrt der Ortspfarrer den König. Man hatte noch etliche Meilen bis Erdmannsdorf, und so kam es, daß ihn der König fragte, wie spät es sei? — „Halb Sieben!“ antwortete er, blickte aber höchst verlegen darein, als alles lachte. Der Wagen hatte sich schon in Bewegung gesetzt, da ließ der König halten, stieg aus, ging zurück und erklärte dem Pfarrer, warum man so gelacht habe und verband mit dieser Mitteilung eine Einladung zum Mittagsmahl für den nächsten Sonntag. Jetzt lachte der Pfarrer auch. K.



Erbsen- und Bohnenbeete sollen nicht mit Stallmist gedüngt werden, weil Hülsenfrüchte frische Düngung nicht vertragen, zu üppig wachsen und unfruchtbar werden. Man düngt den Boden am besten mit Knochenmehl oder Holzasche.

Schwarzen Krepp aufzufrischen. Er wird in Gallenseifenlauge leicht gewaschen, gedrückt, nicht gerieben, dann durch kaltes Wasser gespült, durch Essigwasser gezogen und feucht zwischen Tüchern geplättet.

Gladiolus kann man aus Samen anziehen. Viele Samenhandlungen bieten zu billigen Preisen schon Samen in Mischung von Prachtsorten an. Die Aussaat erfolgt in ein halbwarmes Mistbeet. Die Sämlinge pflanzt man später ins Freie, hält sie unkrautfrei, behackt und düngt sie fleißig. Im Herbst werden die Zwiebelchen ausgehoben und frostfrei aufbewahrt. Die Zwiebel werden nach dreijähriger guter Kultur blühfähig.

Jahresringe und Alter tropischer Bäume. Die Benützung der Jahresringe zu Altersbestimmungen ist ein für unsere europäischen Länder mit ihrem regelmäßigen Wechsel von Sommer und Winter ziemlich zuverlässiges Verfahren. Aber für die Altersschätzung tropischer Bäume ist dasselbe gänzlich ungeeignet. Das zeigt der folgende Vorfall. Bei seinem ersten Besuche in Palenque (Mexiko) ließ Charnay sämtliche Stämme auf der Ostseite des sog. „Palastes“ umhauen, um für seine photographischen Aufnahmen freie Aussicht zu gewinnen. Zweiundzwanzig Jahre später stand der Forscher zum zweiten Male an dieser Stätte. Ueppiger Wald bedeckte die damals freigelegte Ostseite. Charnay ließ die zweiundzwanzigjährigen Stämme fällen und untersuchte ihren durchschnittlich 0·60 bis 0·70 Meter breiten Querschnitt. Zu seinem großen Erstaunen fand er an einigen derselben nicht weniger als 230 sog. Jahresringe, ein Beweis, daß das feuchtwarme Klima der Tropen, in welchem die triebgewaltige Natur mancher Bäume niemals rastet, andere Bildungen erzeugt als unsere scharf in Sommer und Winter geschiedenen Wachstumsperioden. Aus angestellten Versuchen ergab sich mit Gewißheit, daß dort manche Bäume fast bei jedem Mondumlauf einen neuen Vegetationsring ansetzen.

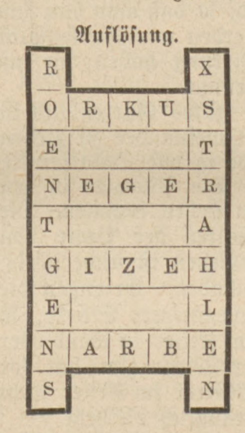
Homonym.

Bald bin ich klein, bald wieder groß,
Des Lichtes Strahl erzeugt mich blos.
Auf jedem Wege folg' ich dir,
Dein ganzes Leben gleichet mir.
Julius Falck.

Logogriph.

Werd' ich mit einem **u** genannt,
Bin ich am Wald, am Kleid bekannt.
Doch, setzest du ein **l** dafür,
Dann such' im Meer, im Fluß nach mir.
Julius Falck.

Auflösung.



R				X
O	R	K	U	S
E				T
N	E	G	E	R
T				A
G	I	Z	E	H
E				L
N	A	R	B	E
S				N

Palindrom.

Als Hafenstadt kannst du mich nennen,
Das Herz gedreht: ich dien' zum Trennen.

Viersilbige Charade.

Das erste Paar — o Zeit der Lust und Wonne,
Wie herrlich strahlt, wie glänzend seine Sonne!
Wie gütig hat's die Gottheit doch gemacht,
Daß sie mit ihm die Armut meist bedacht!
Nun scheidet sie, in alter, ew'ger Weise,
Die Sternenkönigin, im Azurg'leise,
Und Elfen nun, mit duftenden Zephyren,
Vereinen sich, die Dritt' herbeizuführen.
Und die umschlinget dich mit weichen Armen,
Küßt jeden Schmerz vom Aug' dir voll Erbarmen,
Und in ein Feenreich, mit Hilf der Vierten,
Lockt sie gar schelmisch oft, dich Leichtverirrten!
Das Ganze, wohl ein Feld poet'scher Garben,
Ein Reich der Phantasie, voll bunter Farben, —
Es zog der Dichter Größten magisch an,
Unsterblich bleibt, was er daraus ersann.
Karl Staubach.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Regel, Pegel, Segel, Kegel. — Des Homonyms: Lauf.
Der Charade: Leumund.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.